



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 13.

Freitag, den 16. Januar.

1925.

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernhard.

(Nachdruck verboten.)

(25. Fortsetzung.)

Sie nahmen den Kaffee im Freien ein; Sophie hatte allerlei schöne Dinge, Sandfuchsen und Krapfen, dazu gebaden und trug recht mit Stolz das Tablett unter die große Linde, die auch schon zu blühen begann — ungewöhnlich früh, wie alles in diesem Jahr.

Lydia, in einem lichtrosa Kleid, das ihre blasser Schönheit eigenartig hob, kam vom Hause her, eine glimmende Zigarette und ein Buch in der herabhängenden Hand. Sophie, die den Kaffeetisch ordnete, rief ihr ein Scherzwort zu, das Lydia mit einem kaum sichtbaren Lächeln erwiderte. Sophie stellte ihre Kuchenteller mit einem gewissen Nachdruck auf den Tisch.

„Das weiß der liebe Gott,“ dachte sie, „was der wieder in die Krone gefahren ist, wie sonst nirgends auf der weiten Welt — nein — nirgend, und da können sie mir alle mit Paris und London und mit Brüssel kommen! — kann täglich und stündlich mit meiner Gnädigen zusammen sein, die überhaupt ein Engel ist, und hat auch den Peter, unseren Goldjungen — und sieht aus wie die Lady Macbeth oder sonst eine von den tragischen Frauenzimmern, die ich oft genug auf der Bühne zu sehen bekommen habe!“

Die also wohlwollend Beurteilte ließ sich am Kaffeetisch nieder. Sophie sah ihr scharf nach den Augen — nein, ihr wunderschönes Antlitz wollte sich nicht aufhellen, auch beim Anblick des prachtvollen Kuchens nicht. Das nahm Sophie wieder übel. „Die gute Gottesgabe so für nichts anzusehen,“ dachte sie entrüstet. „Solche Krapfen und so herrliche Sandfuchsen kriegt sie in ganz München nicht; wie schön ist mir alles geraten! Und das muß sie doch anheimeln, das hat sie doch als Kind so oft hier zu essen bekommen!“

Plötzlich stieg eine feine Röte in das blasser Gesicht Lydias, und die gleichgültig dreinblickenden Augen glänzten auf. „Bildschön sieht sie aus!“ kritisierte Sophie innerlich weiter. „Sie muß bloß nicht so ‚einerlei‘ dreinsehen! Was gibt es denn mit einemmal, daß sie so verwandelt ist? Sieh da — unser Peter kommt die Stufen herunter! Sie wird doch nicht — Unsinn! Der ist doch so gut wie ihr Bruder und der denkt nicht an sie, darauf könnt’ ich gleich Gift nehmen! Aber rot ist sie geworden und andere Augen hat sie auch bekommen, ich hab’ es gesehen!“

„Sophie, das sieht ja wundervoll aus!“ rief Peter beifällig und legte seinen Arm um Sophies Schulter, ganz so, wie er es als kleiner Junge getan. „Was das für ein Anblick ist: all das Blühen ringsumher — und solch ein schön gedeckter Kaffeetisch — Bienensummen — Vogelzwitschern — meine pompöse Künstlerin — verzeih, daß du erst am Schluß genannt wirst, Lydia, aber du weißt ja: das Beste kommt immer zuletzt!“

„Das Allerbeste kommt ganz zuletzt!“ bemerkte Sophie und wies auf Frau Olga, die eben vom Hause herkam.

„Richtig, Sophie!“ Mit zwei Schritten war Peter neben der Mutter, bot ihr den Arm und führte sie an den Kaffeetisch. „Wie steht’s, Mutterchen? Keine Mittagsruhe gehalten?“

„Ach ja — eigentlich ganz unnütz. Aber Sophie

vermöht mich so, die kann sich gar nicht genug tun an Wirtschaften, sie läßt mir keine Arbeit übrig. Wie mir das vorkommen wird, wenn sie wieder nach München zurückkehrt! Nun, damit hat es ja wohl noch gute Wege!“

„Doch nicht, Tante Olga!“ Lydia rückte beiseite, sie machte Peter neben sich Platz. „Ich fürchte, meine Tage hier sind gezählt. Heute bekam ich einen Brief vom Intendanten.“

„Aber, Kind, das ist doch nicht möglich!“ rief Frau Olga erschrocken. „Du bist kaum acht Tage hier — wir haben doch auf einen wochenlangen Aufenthalt gerechnet! Jetzt spielt man doch nicht Theater.“

Lydia hob leicht die Schultern.

„Theater spielt man eigentlich immer, und Besprechungen müssen auch sein. Für mich handelt sich’s um ein Gastspiel in Wiesbaden — Maifestspiele, ihr wißt ja! — da muß ich bald zur Stelle sein, die Auswahl zu treffen, die Partner kennen zu lernen.“

Von der Seite her sah Lydia auf Peter, um den Eindruck wahrzunehmen, den ihre Mitteilung hervorbrachte. Er schob seiner Mutter dienstbeflissen den silbernen Kuchenteller näher und nahm vorsichtig eine kleine Apfelblüte vom Tischtuch, die der warme Wind vom nahen Baum herübergeweht hatte. Niemand hatte recht auf Sophie acht, die wie im Schreck erstarrt dastand und vergaß, ihren Kuchen in den Mund zu schieben. Sie glaubte nicht recht gehört zu haben! Auf mindestens einen Monat hatte sie in ihrem geliebten Wittenbergs gerechnet — nun sollte es so bald wieder hinausgehen in die Fremde!

„Ja, mein Mutterchen, fahrende Künstler haben hier keine bleibende Stätte!“ meinte Peter. „Die gehören der Kunst — der Allgemeinheit — der ganzen Welt! Das Leben ist ja ein ewiges Kommen und Gehen! Was wirst du sagen, wenn auch ich in den nächsten Tagen schon wieder auf- und davongehe?“

Gelassen und heiter sprach Peter, aber er blickte seine Mutter nicht an, während er redete.

Was sie sagen sollte? Sie antwortete zunächst nichts — dann wie aus einem Traumempfinden heraus sprach sie leise: „Ich wußte es!“

Das Wort reute sie sofort — was sollte Lydia — was sollte Sophie denken? Und er selbst, ihr geliebter Junge? Ach, er! Er würde sie verstehen, wie immer!

„Aber, Herr Peter!“ rief Sophie in voller Enttäuschung, denn die Ankündigung ihres jungen Herrn brachte das Maß ihrer ärgerlichen Enttäuschung zum Überlaufen. „Das werden Sie doch unserer gnädigen Frau nicht antun, wo sie sich so auf Sie gestreut hat! Was Sie seit Jahren immer bloß auf so kurze Zeit hier gewesen sind! Was wollen Sie denn jetzt in dem dunstigen, stidigen Berlin, wo wir doch die schönste Jahreszeit haben und wo es hier so himmlisch ist? Denken Sie doch bloß; all die blühenden Bäume und der Flieder und Rot- und Weißdorn und die Nachtigall — der Kukud — all die anderen Vögel — und die See — o Gott — die See!“

„Nun laß ihn nur, Sophie!“ förmlich dankbar

lächelte Frau Olga ihre Getreue an — half sie ihr doch mit ihrem Gefühlsausbruch über die Verlegenheit hinweg, in der ihr unbedachter Ausspruch sie gebracht. „Wittenberge ist für ihn ein Paradies, er ist gern hier, und wenn er uns so bald wieder verlassen will, dann hat er seine wichtigen Gründe dafür, das weiß ich genau!“

Peter drückte dankbar seiner Mutter Hand, während Sophie in sich hineinmurrte: „Die möcht' ich auch kennen, die wichtigen Gründe!“ Es konnte aber niemand dies Gemurmel verstehen, denn ein großer Bissen Sandkuchen half dazu, es zu ersticken.

„Da kommt Tante Klärchen!“ rief Peter, und Sophie lief eilig nach dem Hause, um mehr Kaffee und eine Tasse zu holen. Das kam ihr sehr gelegen. Die Tränen waren ihr nahe — sie wußte, was Peters Abreise für seine Mutter bedeutete. Es war immer ein Schmerz für sie, und gar diesmal, da sie sich so unendlich auf ein längeres Beisammensein mit dem Sohn gestreut hatte.

„Nun denkt euch bloß!“ Frau Klärchen nahm sich gar nicht die Zeit, guten Tag zu sagen, derart drückten ihre Neugierigkeiten ihr das Herz ab. „Alle drei wollen sie abreisen — alle drei — und zwar so bald schon — ist es wohl zu glauben? Nein wie vor den Kopf geschlagen bin ich — ich hab' es nicht verstanden — ich versteh' es nicht, und ich werd' es auch nie verstehen! Da hab' ich nun gegessen und mich monatelang gestreut und Pläne geschmiedet, Sie wissen es ja, Liebste, was ich mir alles ausgedacht hatte — und so hübsche Geschichten waren es! — hab' in meinem Häuschen das Oberste zu unterst gefehrt, damit alles blink und blanz sein sollte für meine lieben Gäste — und neue Gardinen angeschafft und Bettvorleger und Tischdecken — hab' vor Freude nicht schlafen können Nächte hindurch, eh' sie kamen, und immer zum lieben Gott gebetet: „Gib bloß, daß nichts dazwischen kommt und schied' schönes Wetter!“ Obgleich mein guter Mann von solchen Gebeten eigentlich nichts wissen wollte! Kaffee und Kuchen? Nein, beste Frau, ich muß danken, so schön und appetitlich alles aussieht! Mir ist die Aufregung und der Schreck dermaßen auf den Magen geschlagen — der Bissen würd' mir ja im Halse stecken bleiben! Dank' schön, Sophie! Sehen Sie nur die Tasse heileite. Sie hätten sich nicht bemühen dürfen! Ich bin ohne Hut vom Hause weggelaufen, wie ich ging und stand, weil ich das Gefühl hatte, ich müßte ersticken, wenn ich mich nicht gleich aussprechen könnte! Lydia, das Kleid steht Ihnen entzückend zu Gesicht! — das muß ich doch noch sagen! Also, nun hört bloß — hört bloß!“

Frau Olga drückte die aufgeregte Frau in einen Strohsessel nieder und goß ihr, trotz aller Abwehr, eine Tasse Kaffee ein.

„Eile mit Weile, liebes Klärchen! Zunächst holen Sie erst einmal Atem, Sie sind ja ganz lustlos! Und dann werden Sie Kaffee trinken — jawohl, Sie werden! Haben Sie nicht hundertmal gesagt, Sie tun alles, was ich haben will, weil das immer das Richtige sei? Ich hätte das schön ausnützen und Sie bestmöglich hin- und herdirigieren können! Heute aber ist es das Richtige, wenn ich Ihnen Kaffee und Kuchen verordne, und wenn es noch nicht gleich geht, so doch nach einem Weilschen!“

„Einzigste Frau, ja, ja, Sie haben recht, wie immer, und ich will später auch gehorsam essen und trinken, aber zuerst muß ich reden oder ich sterbe daran! Also es war auch beim Kaffee, jetzt, vor einer Weile — Gott, mir kommt es vor, als läge ein Jahr dazwischen! — da legt der Oskar los: er müßte jetzt fort, und er könnte nicht länger unnütz dastehen — ich bitte Sie — nützig! Wo er doch den Welmann zu behandeln hatte, Sie wissen, den, den der Stier, die infame Bestie, so zugerichtet hatte! Na, das ließ er natürlich gar nicht gelten — der Mann sei schon besser, und in Berlin warteten hundert Kranke auf ihn. Das glaub' ich schon, er hat ja eine kolossale Praxis und beinahe lauter erstklassige Leute — Berlin W. mit furchtbar viel Geld. Das süße Kind, die Gabriele, wurde ganz blaß, ich weiß, die würde brennend gern noch bleiben — Sie glauben auch nicht, wie wir miteinander stehen. Ein Herz und eine Seele, kann ich nur sagen, und immer nur „Mutterchen“

nennt sie mich, und ihre eigene Mutter ist bloß die „Mama!“ Sie sagt aber kein Wort, himmlisch sanft, wie sie ist — aber ich fahr' dazwischen und frag' meinen Oskar, ob ihm denn sein junges Frauchen nicht leid täte und ob er nicht um ihretwillen noch wenigstens acht oder zehn Tage hier bleiben möchte. Der Bengel hat auch nur wenig Gemüht. Gelacht hat er und gesagt, kein bißchen tät ihm seine Frau leid, im Gegenteil, die sei zu beglückwünschen zu dem Los an seiner Seite. Und wie ich ihm vorschlage, er soll sie noch eine Zeitlang hier lassen, da bekommt er es wieder mit dem Lachen: Mann und Frau gehören zusammen, und dazu habe er nicht geheiratet, damit seine Frau hier auf Grasung gehe. Da fällt sie ihm auch schon ins Wort: Nein, sie will mit, sie will ihre neuen Pflichten übernehmen, und er soll ihr ihrer künftigen Wirkungskreis anweisen. Dazu hat er bloß die Achseln gezuckt und sie ganz mitleidig angesehen und „Träumerchen“ zu ihr gesagt. Ich glaube, das süße Kind irrt sich ganz und gar in Oskar und macht sich einen ganz falschen Begriff von ihrem Leben in Berlin. Nie und nimmer läßt der sie einen Wirkungskreis haben und in seine ärztliche Tätigkeit hineinsehen — ich kenn' doch meinen hartmännlichen Jungen! Der läßt sich von keinem dreinreden und wenn es auch ein solcher Engel Gottes ist wie unsere Gabriele! Und wie ich nun so ganz entsezt dasthe und fühl' schon, wie mir die Tränen kommen wollen, da fängt mit einemmal der Eugen an: Ja, er müßte auch fort, es litte ihn nicht länger so in der Untätigkeit — ich bitt' Sie, dieser Tätigkeitsbazillus bei zweiundzwanzig Grad Hitze — und haben hier Landleben und Wald und See und ein Frühjahr, wie ich mich seit meinen Kinderjahren nicht erinnere, denn die Bitte mit dem schönen Wetter hat mir doch der liebe Gott richtig erhört gehabt. Wirklich, ich hab' gedacht, mich soll der Schlag rühren, wie ich es endlich glauben mußte, denn zu Anfang dacht' ich, der Schlingel erlaubt sich 'n Scherz mit mir und stellte ihm vor, wie unpassend das sei! Aber nein — war ihm bitterer Ernst, obgleich er einen wirklichen stichhaltigen Grund gar nicht hat angeben können — aber ich — Gott, wie mir zumute ist, nein, das kann kein Mensch begreifen!“

Fortsetzung folgt

Der gute Name.

Von Elise Frankberg.

„Ein guter Name ist besser als bar Geld“, sagt ein altes Sprichwort. Nicht nur im übertragenen Sinne, oft zum großen Leidwesen des einzelnen bewahrt sich hier der Volksmund auch im rein sprachlichen Sinne.

Gewiß, es mag ungerecht sein, nur dem Namen nach zu urteilen, etwa wie jener Strichberger Kaufmann, der im härtesten Winter einem Weber, der er weder kannte noch vorher gesehen hatte, Arbeit verlagte, lediglich, weil der Mann Bänder hieb, oder wie jener Karl von Braunschweig, der aus abergläubischer Furcht niemand empfing, dessen Namen sieben Buchstaben zählte. In früheren Zeiten konnte es sogar bitterste Qual bedeuten, wenn ein Mensch einen Namen trug, der dem Richter mißlieblich war. Stand nämlich der Träger eines solchen Namens vor peinlichem Gerichte, war es üblich, unter mehreren Verurteilten ihn zuerst der Folter zu überliefern.

Der Name ist gleichsam die Marke, unter der wir uns einführen. Oft ehe man uns selbst kennt, weiß man unseren Namen und macht sich unwillkürlich ein Bild danach. Die Entstehung der Namen geht bis auf früheste Zeiten zurück. Erst eine fortgeschrittene Entwicklung, eine durchgebildete Kultur formte das Wesen unserer heutigen Familiennamen, schuf Erblichkeit, wo ehemals Willkür herrschte.

Bei den alten Germanen erhielt das neugeborene Kind nur einen Namen, der zwar aus einer Zusammenlegung erwuchs. Stärke und Kühnheit galt unseren Vorfahren als der Güter höchstes, Namen, die sie wählten, gaben Zeugnis davon. Bernhard, das heißt stark und kühn wie der Bär der Wälder, Gertrud bedeutete die Speerbraut, Siegmund ist der Siegesberühmte. Aber die Zeit tat ihr Werk, sie türzte die ursprünglichen Namen und formte zum Beispiel aus Hugobert einfach Hugo, aus Audomar Otto.

Bei den Griechen wurde dem Kinde am zehnten Tage nach seiner Geburt festlich ein Name verliehen, ganz wie es dem Wunsche der Eltern entsprach. Deutet man heute den Sinn antiker Namen, so findet man, daß diese meist eine scharfe Kennzeichnung des Trägers waren. Sophokles ist der durch Weisheit berühmte Mann, Demokles der Volksberühmte, Traisbul ist einer, der sich zu raten weiß (unserem Konrad entsprechend). Oftmals wurden Kinder auch nach dem Vater genannt, so war der Beiname des unglücklichen Agamemnon „Atreides“, Sohn des Atreus also. Diese letztere Sitte herrschte auch bei unseren Vorfahren.

Die „Karolinger“ waren die Söhne Karls des Großen, und das Nibelungenlied singt uns von den Söhnen des Nibel. In Deutschland wurde erst ungefähr im 14. Jahrhundert, also lange nachdem die alten Götter gesunken waren, zwischen Vornamen oder Taufnamen und Familiennamen unterschieden.

Adelige hatten bereits im 12. Jahrhundert ihren Namen den Söhnen ihres Geschlechtes beigesetzt; man denke an die Minnesänger Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue, Friedrich von Hagen und andere mehr.

Im Bürgertum wandelte sich oft in diesen Jahrhunderten ein aus heidnischer Vorzeit stammender Personennamen in den Familiennamen, häufig aber gründete sich hier dieser auf einen Beinamen, der auf Herkunft, Tätigkeit oder Wesen des Trägers wies.

Herkunft sprachen sich aus in Namen wie Schwabe, Rosenheimer, Ostheimer sowie in zahlreichen, die mit „bach“ oder „berg“ endeten. Auf Tätigkeit gedeut: Schneider, Müller, Fischer, Schlosser, Wagner, Schulze und Richter. Wesen des Trägers, äußerlich oder innerlich, kennzeichneten Große, Lange, Kurz, Fröhlich, Wohlgenuth, Grimm, alles Beispiele, die sich nach Belieben unübersehbar vermehren lassen.

Ein Spott- oder Spisname haftet oftmals einem Menschen sein ganzes Leben an, und häufig sind die Fälle, in denen dieser Beiname seine eigentliche Bedeutung verlor und sich zum richtigen Familiennamen entwickelte.

Der Hausname der Bauern, wie er besonders in Oberbayern gebräuchlich ist, gehört ebenfalls hierher. Fragt man nach Kunzelmann oder Zrlinger, wird dem Frager wahrscheinlich kein Beispiel, den Gebäuern oder Spisbauern kennt aber auch der kleinste Bub im Dorfe.

Das Christentum entnahm die Vornamen meist dem alten oder neuen Testament. Dem Täufling wird der Name eines Heiligen verliehen, verbunden mit dem tiefen, sittlichen Gedanken, dem Kinde einen Schutzpatron zu geben, dessen Tugenden dem werdenden Menschen ein Ansporn zur Nachahmung sein sollen.

Wie bei seiner Bedeutung selbstverständlich, spielt der Name auch in der Gesetzgebung eine Rolle. Das Mädchen ändert bei der Eheschließung den Familiennamen, ein tiefes Sinnbild, daß sein Leben in neue Bahn getreten ist. Wenn in früheren Jahrhunderten sein Name mißfiel, konnte ihn durch Überleitung ins Lateinische oder Griechische wohlklingend machen, ein häufig geübter Brauch. So wandelte sich zum Beispiel Müller in Molitor, Avenarius bedeutete ursprünglich Habermann, und Melancthon hieß rüchüberstet Schwarzerde (Schwarzert). Heute aber bedarf jede Namensänderung behördlicher Genehmigung, und falsche Namensführung oder Namensangabe ist eine Straftat, die gesetzlich geahndet wird.

Der Name im übertragenen Sinne ist Gegenstand zahlloser Sprichwörter bei fast allen Völkern. Meist ist es sittliches Empfinden, gerechtes Urteil, das sich darin ausdrückt.

„Ein böser Name ist halb gehänet“, indessen „Ein guter Name in dieser Welt ist besser denn alles Gut und Geld“, sagt der Deutsche. Und Abraham a Santa Clara predigt: „Wenn ich schon kein gutes Haus habe, aber einen guten Namen, so bin ich doch wohl bewahrt; wenn ich schon kein gutes Kleid habe, aber einen guten Namen, so bin ich wohl bedeckt; wenn ich schon keine gute Tafel habe, aber einen guten Namen, so bin ich wohl gespeist.“ Saumias werden angepörrt, denn „ein unsterblicher Name kommt nicht aus den Federn“, er verlangt die Tat. Die Türken behaupten zwar: „Der Name macht das Werk, du machst es nicht“, und ähnliche Gesinnung spricht aus dem Wort: „Wer den Namen hat, daß er am Tage ein weiser Mann sei, dem wird nicht verdacht, daß er unvernünftig sei zur Nacht.“ Und weil der Name, in Bedeutung von Ruf, den ein Mensch genießt, ein gar kostbar Ding ist, urteilt der Volksmund über Vaganten, die Verleumdern nicht leicht entgegenzutreten: „Wer sich um den guten Namen nicht wehrt, ist wenig wert.“

Freilich, in der Not unserer Tage brechen wohl gerade die Beiden und Feinden in die Klage aus: „Was, helfen Name und Titel, wenn fehlen die Mittel?“ Sie mögen sich trösten — Neureich und Raffke zum Trost:

Welcher keinen guten Namen hat,
Beracht' wird durch die ganze Stadt.“

Liebeselbstmorde in Japan.

Von Dr. E. Erdmannsdörffer.

In der deutschen Reichshauptstadt hat jüngst ein Liebesdoppelselbstmord infolge seiner romantischen Begleitumstände lebhaftes Aufsehen erregt. Zwei junge Mädchen, intime Freundinnen, die in Liebe zu dem Sohn ihres Chefs entbrannt waren, sind freiwillig in den Tod gegangen, nachdem ihnen der Gegenstand ihrer Liebe und damit ansehend eine glückliche Zukunft in unerreichbare Ferne gerückt war.

Die Begebenheit ruft die Erinnerung an Japan, das Land der klassischen Liebeselbstmorde, wach. In Japan ist die Familie, wie in allen Ländern, die dem Abenkult huldigen, in höherem Maße als in Europa der Grundpfeiler der Gesellschaft. Alle Heiraten werden durch die Familie bzw. durch einen Mittelsmann abgeschlossen und liegen daher zunächst mehr im Interesse der Familie als des

jungen Paars, das gar nicht gefragt wird und sich häufig nur einmal vor dem Hochzeitstage hebt. Es ist natürlich schwer, einen geeigneten Lebensgefährten zu finden in einem Lande, wo die freie Wahl ausgeschlossen ist. Man darf sich daher nicht wundern, daß Ehebruch und Scheidung im Lande der Kirichblüte eine große Rolle spielen. Junge Mädchen warten manchmal den Hochzeitstag gar nicht ab und gehen freiwillig in den Tod, den sie als eine Erlösung begrüßen gegenüber dem traurigen Geschick, ihr Leben mit dem eines ungeliebten oder gleichgültigen Mannes zu verknüpfen. Die Schwierigkeiten, die sich der Verbindung von jungen Liebespaaren oder verheirateten Paaren entgegenstellen, führen häufig zu explosiven Ausbrüchen, die bei einem so ruhigen Volk verwundern würden, wenn man nicht wüßte, daß hinter der ewig starren Maske und dem konventionellen Rahmeln ein leidenschaftliches Temperament wohnt. „Shinju“, wie der Liebeselbstmord in Japan heißt, ist dann der einzige Ausweg, wofür nicht dumpe Resignation vorgezogen wird. Fast zu gleicher Zeit, da sich der tragische Liebeselbstmord in Berlin ereignete, wurde Japan durch einen „Shinju“ bereichert, der dadurch besonderes Aufsehen erregte, daß es sich um einen Schriftsteller von Ruf handelte, der sich in die Ehegattin eines Kollegen verliebt hatte und, da eine Verbindung aussichtslos erschien, mit ihr gemeinsam in den Tod ging. Man fand ihre Leichen in einem Säuschen auf den lieblich gelegenen Hügeln des Städtchens Karuizawa — auf einem Lager, mit Chrysanthemen geschmückt!

Um sich den Übergang in das Land zu erleichtern, aus dem noch keiner wiedergekehrt ist, pflegen Liebesleute, die den „Shinju“ als einzigen Ausweg aus ihrer Verzweiflung erwähnt haben, ein kleines Bankett zu veranstalten, das sich bis zur mitternächtigen Stunde hinzieht. Schreiben an Freunde und Verwandte Abschiedsbriefe und schlürfen mit klarer Überlegung den Tod aus dem letzten Becher Reiswein, der mit tödlichem Gift gemischt ist. Fehlen Mittel oder Gelegenheit zum Liebesbankett, so binden sich die Todesandidaten mit dem Seidengürtel der Frau zusammen und suchen nach einer letzten Umarmung den Tod in den Kluten eines Sees oder eines reichenden Gebirgsbaches. Bei Selbstmorden spielen betanntlich Nachahmungstrieb und Romantik eine nicht unerhebliche Rolle. So wird z. B. von Napoleon berichtet, daß er einen bestimmten Baum fällen ließ, der zahlreichen Soldaten als Erhängungstod gedient hatte. So sind es auch in Japan immer wieder ganz bestimmte, im Volke bekannte Stellen, dieser See, jener Baum oder dieser raulende Wasserfall, wo sich die Schlußszenen des wohlwogenen Entschlusses abspielen pflegt, und stille, helle Mondnächte werden mit besonderer Vorliebe zur Ausführung der Tat benutzt.

Vor dem Jenseits scheinen die Opfer des „Shinju“ keine Furcht zu empfinden. In ihren Abschiedsbriefen findet man höchstens Worte des Bedauerns über das bishigen Schönheits und Glück, das sie nun zurücklassen müssen, aber in der Regel kein Wort der Anklage, selbst nicht gegen die, die sie in ihren schweren Entschluß hineingetrieben haben. Ihr Schmerz ist ganz nach innen gerichtet, sie beklagen den Irrtum ihrer falschen Liebeswahl in einer früheren Existenz und geben mit Ruhe dem Tode entgegen, die sie in der ungeliebten Welt für immer vereinigen wird, und mit gespannter Erwartung und festem Vertrauen auf die geheimnisvollen Mysterien, die ihrer in dem Lande des Nirwans warten, denn „auf den Lotusblumen des Paradieses“, so sagt das Sprichwort, „werden sie ausruhen von aller Erdenplage und in aller fröhlichen Frische einer neuen, unvergänglichen Jugend“. Die letzte, einzige Bitte, die die Opfer des Liebestodes an ihre Verwandten und Freunde richten, ist die, ihnen eine gemeinsame Grabstätte zu gewähren. Eine Bitte, die fast immer gewährt wird, denn man würde ihre Trennung im Grabe für einen Akt unerhörter Grausamkeit halten, da uraltem Volksglauben nach diejenigen, die aus Liebe gemeinsam in den Tod gehen, für alle Ewigkeit zueinander gehören. Von ihren früheren Behausungen aus bewegen sich die traurigen Leichensüge getrennt nach dem Friedhof, aber hier werden die schlichten Särge aus Kiefernholz in ein gemeinsames Grab senkt. Der Priester spricht zu den Seelen der freiwillig aus dem Leben Geschiedenen. Er richtet nicht streng, er ădempt milde und vergehend ihrer Sünden, verheißt ihnen Vergeltung und verleiht ihr kurzes Erdenleben mit Blumen, die im Frühling blühen und im Herbst sich entblättern.

Das ist der Abschluß des „Joshi“ oder Herztodes, den uralte Tradition mit einem Schimmer von Romantik umgibt. Die schlichte Feier ist zu Ende. Man verabschiedet sich, landesüblich höflich mit tiefen Verbeugungen und einem gefrorenen Lächeln, man zerstreut sich, die Stöckelschuhe klappern, und der fahle Schein der großen weißen Pavillarnen fällt auf die letzte Ruhestätte der bis in den Tod getreuen Liebenden, die ihrer ewigen Vereinigung entgegenbarren. Die Sonne sinkt am Firmament herab, tiefe Schatten umhüllen Baum und Strauch, und ein dünner Streifen des Mondes hängt über den ausgehöhlten Tempeldächern. Es ist still an der Stätte des Todes. Und nur ganz fern, von der Landstraße her, die an der Kirchhofsmauer vorbeiführt, tönen leise die Weisen eines uralten Volksliedes aus jungen Kehlen, das die Jugend in Japan schon vor Jahrhunderten gesungen hat, und das etwa so lautet:

Geh' weiter, immer weiter diesen Weg,
Dort zu dem Hause, das du vor dir siehst,
Se näher du dem Hause kommst,
Je eher wirst vereint mit ihr du sein.“

Frauen-Zeitung

Wann ist die Frau am schönsten? Die Frage, in welchem Alter die Frauen am ansehnlichsten sind und die Blüte ihrer Schönheit erreichen, ist von einem großen Londoner Blatt zum Gegenstand einer Umfrage gemacht worden, an der sich hervorragende und in diesem Punkt besonders sachverständige Persönlichkeiten beteiligt haben. Wie bei den meisten Umfragen widersprechen sich die Ansichten in vielen Einzelheiten, aber im allgemeinen neigt die Mehrzahl zu der Anschauung, daß die Frau von heute zwischen 20 und 35 Jahren am schönsten ist. So sagte der bekannte Maler schöner Frauen Edmund Dulac: Wenn das Leben der Frau den höchsten Grad von Harmonie und Glück erreicht, dann ist sie selbst am schönsten. Diese Erscheinung tritt vielfach zwischen 25 und 35 Jahren ein, da die Frau dann im Vollbesitz aller körperlichen und geistigen Eigenschaften ist, ihren größten Erfolg hat und die innere Befriedigung sich ihrer ganzen Erscheinung mitteilt. Der russische Ballettmeister Balieff erklärte: Ich teile die Anschauung Balzors, daß die Frau von 30 Jahren die höchste Anziehungskraft ausstrahlt; in ihr lebt dann noch etwas von der holdseligen Frische des Frühlings und zugleich klingt bereits die reife Unmöglichkeit des Herbstes an. Der Schriftsteller Michael Arlen äußert sich weniger bestimmt: Eine Frau ist in dem Alter am schönsten, das ihr am besten steht, meint er, und dieses Alter ist bei jeder Frau verschieden. Auch der englische Lord Seadlen hat sich zu diesem Problem geäußert, und er mag besonders sachverständig sein, da er zum Islam übergetreten ist und als Anhänger des Propheten jedenfalls die theoretische Möglichkeit hat, sich einen Harem anzulegen und reichere Kenntnisse auf diesem Gebiete zu erlangen. Das Alter, in dem die Frau am schönsten ist, ist je nach dem Typus der Frau, sehr verschieden. Es gibt Mädchen, die mit 20 Jahren am hübschesten sind, und Damen, die erst ihren eigenartigen Reiz entfalten, wenn bereits weißes Haar ihren Scheitel krönt. Es gibt häßliche Frauen, die immer hübscher werden, je älter sie sind. Das sind besonders Frauen, die schöne Augen haben. Da die Augen die Fenster der Seele sind, so wird ihr Glanz immer reicher und wärmer, je reifer und innerlich reicher ihre Trägerin wird.

Reise u. Verkehr

Das Ende der Vorausspresse auf den transatlantischen Dampfern. Seither war es üblich gewesen, daß hervorragenden Mitgliefern der sogenannten „Gesellschaft“ und der Rüstlerwelt bei der Benutzung der Passagierdampfer der großen transatlantischen Dampferlinien, gewissermaßen als Kellame für die betreffende Gesellschaft, Vorausspresse eingeräumt wurden, welche denselben gestatteten, die Überfahrt von und nach Nordamerika in der 1. Kajüte zu Zwischenpreisen zurückzulegen. Mit dieser Sitte soll nun in diesem Jahre, so berichtet der Korrespondent der „Times“ aus New York, gebrochen werden. Die großen Schiffsgesellschaften, wie der Norddeutsche Lloyd, die United American, die Cunard- und White Star Linien, sowie die United States Lines und die großen französischen Linien, sind übereingekommen, von jetzt ab keine Vorausspresse mehr zu gewähren. Denn es sei festgestellt worden, daß in den verflochtenen Jahren etwa 50 Prozent der 1. Kajüte Passagiere von dieser Vergünstigung Gebrauch gemacht hätten. Der dadurch für die Gesellschaften entstandene Verlust bezifferte sich auf Hunderttausende von Dollars jährlich. Ein Dampfer mit Unterbringungsmöglichkeit für 200 Passagiere der 1. Kajüte habe manchmal 100 bis 125 Personen zu Zwischenpreisen befördert.

Neue Bücher

* In Reclams Universal-Bibliothek (Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig) erschien: Wilhelm Heise: **Analysen zeitgenössischer Bühnenwerke: Gerhart Hauptmann.** Die Gruppe von Heises Analysen der Hauptmannschen Werke, die die Nummern 6413, 6428, 6479 und 6503 der Universalbibliothek umfassen, liegen nun abgeschlossen in einem Band zusammengebunden vor. Wilhelm Heises Zergliederung der Hauptmannschen Dramen ermöglicht ein tiefes Eindringen in die nicht immer allzu leicht zu erfassenden Probleme und ein Nacherleben jener Dichtungen, die heute das Theater beherrschen. Das Bändchen stellt somit nicht nur eine wertvolle Einführung in die Welt der Hauptmannschen Werke dar, sondern trägt auch zu einer Vertiefung der Theaterkultur bei. — U. B. Nr. 6511. Alice Berend: **Kleine Umwege.** Novellen. Mit einem Nachwort von Dr. Eduard Rodd. Humor ist tiefe Weltweisheit. Alice Berend besitzt diese. Wer sich einmal von Dörren freuen will, der lese diese Lebensgeschäfte, die sich in den kleinen Umwegen erfüllen. Gerade, weil es Alltagsmenschen sind, die diese „Umwege“ machen, wird gar mancher Lebensbunaen zu sich selbst finden. — U. B. Nr. 6517/18. Franz Schöne: **Gabineau.** Ein Lebensbild. Franz Schöne gibt in dem vorliegenden

Doppelbändchen von 150 Seiten ein auf eigenen Studien beruhendes Bild des großen Franzosen, in dem sein wesentlicher Zug fehlen und keiner verzeichnet sein dürfte. — U. B. Nr. 6520. Thomas Hardy: **Seiner Frau zu Liebe.** Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Elfriede Gariner. Thomas Hardy ist einer der ansehnlichsten Schriftsteller Englands. In den beiden vorliegenden Erzählungen, die der Sammlung „Des Lebens kleine Ironien“ entnommen sind, findet des Autors Weltanschauung charakteristischen Ausdruck: ein Pessimismus, der an Schopenhauer gemahnt, spricht aus vielen lebenswahr dargelegten Gesichtspunkten. Vergeblich ringen die Menschen gegen erdrückende, widriame Verhältnisse, die sie in Leid, Schuld und Reue verstricken.

* Olai Aslagon: **Tiere der Einsamkeit.** Aus dem Norwegischen übertragen von Erwin Magnus. (Aquat Scherl, G. m. b. H., Berlin.) Olai Aslagon, der norwegische Weltenbummler, der nach rubelosen Jahren des Umherwanderns schließlich in der Einsamkeit der Berge von Wyoming den lang gesuchten inneren Frieden fand, ist dort draußen tief verwachsen mit der Natur. Von den Tieren der Prärie, seinen einzigen Freunden, erzählt er auch in diesem seinem neuesten Werke voller Andacht. Im Gegenatz zu anderen Tierdichtern sucht Aslagon die Seele seiner Tiere, seiner Conoten, Hunde, Wildpferde, Maultiere und Kaninchen ohne Vermenschlichung rein aus dem Tierleben selbst zu begreifen, das er mit unendlicher Liebe und Geduld beobachtet und aus dem Leben der Landschaft, die ein Teil seiner eigenen Seele wurde.

* Emanuele Meyer: **Das Weib als Persönlichkeit.** (Grethlein u. Co., Verlag, Leipzig.) Das Buch ist von einer Ärztin geschrieben, bestimmt für Mütter, Frauen und Männer. In Vorträgen und Kurien mit Erwachsenen und Jugendlichen erwuchs der Stoff, alle Gebiete und alle Räte des sozialen Lebens streifend. Der dringende Wunsch der Teilnehmer nach Vertiefung dessen, was das lebendige Wort vermittelte, ließ das Buch entstehen. „Gesundheitsliche Volksaufklärung, Vermittlung des nötigen Wissens über den menschlichen Körper und seine Funktionen, über Hygiene des Körpers durch natürliches, zweckentsprechendes Verhalten in Ernährung und Körperkultur, Ökonomie der Kräfte, ethische Einstellung zu sich selbst und zur Gemeinschaft im Sinne der Vollendung der Menschenliebe und der aus ihr sich ergebenden neuen Lebensorientierung“, das ist nach den Einleitungsworten der Verfasserin Zweck und Absicht dieses Buches. Hygiene des Körpers und Hygiene des Geistes stehen im Mittelpunkt für alle Volksschichten in gleicher Bedeutung, denn für alle findet sie das Wort, das zu Herzen geht und aus Gleichgültigkeit und Selbstsucht aufweckt. Emanuele Meyer will die Frau zum Bewußtsein ihrer Pflichten und ihrer Rechte, ihrer Verantwortlichkeit und ihrer Mission in der Menschengemeinschaft bringen.

* **Gegen den Strom.** Eine amerikanische Chronik. Von Ludwiga Lewisohn. (Verlag Frankfurter Societäts-Druckerei, G. m. b. H., Abteilung Buchverlag, Frankfurt a. M.) „Gegen den Strom“ ist das Lebensbekenntnis eines der bekanntesten New Yorker Kritiker und Schriftsteller, der als Knabe mit seinen Eltern aus Deutschland ausgewandert. Das Sternbanner übte auch auf ihn, wie auf alle Einwanderer, seine einbürgemde Wirkung aus; er wuchs zum auten amerikanischen Staatsbürger heran und widmete sich vor allem dem Studium der englischen und deutschen Literatur. Sein neues Vaterland betrachtete er in seinem Buche, mit solchem Mißtraue versehen, mit kritischen Augen als andere, er aekelt die Schwächen, die ihm die amerikanische Gesellschaft offenbarte, erkennt aber rückhaltlos an, wo er wirklich Wertvolles findet. Sein Werk hat drüben großes Aufsehen erregt. Von Anfang an war das Buch auch für Deutschland bestimmt. Der Lebensroman dieses Amerikaners deutscher Herkunft ist dazu geeignet, geistige Brücken über den Ozean zu schlagen und die Werte einer alten und einer neuen Kultur zu verschmelzen.

* Johannes Fischart (Erich Dombrowski): **Neue Köpfe.** (Das alte und das neue System, vierte Folge.) (Festerheld u. Co., Verlag, Berlin W. 15.) Johannes Fischart (Erich Dombrowski) veröffentlicht unter dem Titel „Neue Köpfe“ soeben bei Festerheld u. Co. Verlag, Berlin W. 15, einen neuen Band seiner Köpfe, die das ganze politische Leben Deutschlands in den letzten Jahren bis zur unmittelbaren Gegenwart widerspiegeln. Alle die Persönlichkeiten, von denen wir täglich in den Zeitungen lesen, werden hier im Rahmen der politischen Geschehnisse von der Hand eines Kritikers und eines Politikers, der über den Dingen steht, temperamentvoll, witzig, oft auch satirisch und doch historisch getreu gezeichnet. Es sind menschliche Dokumente, die hier vor dem Auge des Lesers ausbreitet werden. Dieser neue, völlig in sich abgeschlossene Band wird ihm zahlreiche neue Leser zuführen. Das Buch verlor nicht, weil es von einem geschrieben ist, der mit flonkendem Herzen alles mit erlebt hat und der über eine luxuriöse plastische Gestaltungskraft verfügt, nicht nur einen ungewöhnlichen politischen, sondern auch ästhetischen Genuß. Aus der Fülle der in diesem neuen Bande erschienenen Porträts nennen wir u. a. Boesck, Braun, Brauns, Predt, Breitscheid, Bryl Cuno, Crispian, Erkelenz, Ruth Fischer, Gekler, Derat, Dermes, Dillerting, Kardorff, Kemnis, Kunze, Leipart, Persner, Rabe, Pulver, Harr, Frau v. Oheimb, Rathenau, Raumer, Richter, Rudrecht von Bayern, Scholz, Seckel, Seenering, Stampfer, Steinerwald, Tarnow, Umbreit, Weis, Wirth.